

## Rezensionen *Reviews*

### **Robert Feustel, Maximilian Schochow (Hg.): *Zwischen Sprachspiel und Methode. Perspektiven der Diskursanalyse. Bielefeld: transcript 2010.***

Die Diskursanalyse im Anschluss an die Arbeiten Michel Foucaults ist in den vergangenen drei Jahrzehnten in vielfältiger Art und Weise in den Geistes- und Sozialwissenschaften thematisiert worden. Nachdem in den 80er Jahren zunächst eine normativistische Kritik an den moralischen und erkenntnistheoretischen Implikationen der Arbeiten Foucaults dominierte, entstanden seit den 90er Jahren eine Vielzahl von Publikationen, die sich mit dem Konzept produktiv auseinandersetzen, wobei sich Einführungen in Theorie und Praxis der Diskursanalyse, fachspezifische Weiterentwicklungen und empirische Anwendungen unterscheiden lassen. Zeitgleich mit der zunehmenden Relevanz diskursanalytischen Arbeitens scheint sich auch das Bedürfnis nach einer Klärung des methodischen Status bzw. Präzisierung des methodischen Apparats der Diskursanalyse und ihres Verhältnisses zu anderen sozialwissenschaftlichen Theorieangeboten verstärkt zu haben. Diesen aktuellen Entwicklungen im Feld der Diskursanalyse widmen sich die Beiträge des Sammelbandes aus unterschiedlichen Perspektiven. In ihrer Einleitung arbeiten die Herausgeber heraus, in welchem Feld sich die im Band versammelten Perspektiven bewegen. Sie verweisen einerseits auf Jean-François Lyotards Umdeutung des Wittgensteinschen „Sprachspiels“, mit der dieser die Kontingenz und Instabilität von Sinn und Bedeutung herausstellen wollte. Aus dieser erkenntnis-kritischen Position müssen alle Versuche einer methodischen Stabilisierung der Diskursanalyse in Zweifel gezogen werden. Diskursanalytisches, nicht anders als wissenschaftliches Arbeiten generell, ist dann als kämpferische Intervention im Sinne eines Spielzugs zu verstehen. Daran anschließen müsse sich allerdings die Frage, ob das Spielen innerhalb eines Sprachspiels im Sinne eines improvisierenden und notwendig unsicheren Handelns aufzufassen sei, oder ob es klaren, festen Regeln folgt, an die sich alle Spieler zu halten haben. Insbesondere wenn diese Regeln das Spiel nicht nur lenken,

sondern es zuallererst konstituieren, ist das Einhalten dieser Regeln für die Möglichkeit des Spielens zwingend. Zwischen diesen beiden Polen öffne sich der Horizont der methodischen Diskussionen zum Status von Diskursanalysen. Ein großer Teil der in dem Band versammelten Texte widmet sich dementsprechend den möglichen Perspektiven auf den methodischen Status von Diskursanalysen.

Hagen Schölzel weist in seinem Beitrag zunächst darauf hin, dass sich Foucault selbst kaum (explizit) mit methodischen oder methodologischen Fragen befasst hat und sich seine (implizite) analytische Methode jeweils mit dem Objekt der Untersuchung verändert hat. Auch wenn dies noch kein Argument für den Standpunkt darstelle, „Diskursanalysen seien nicht als sauber fassbare Methode zu stabilisieren“ (18), sieht Schölzel mit den gegenwärtig beobachtbaren Formalisierungsanstrengungen die „Substanz post-strukturalistischer Theoriebildung“ (18) infrage gestellt. Um dieses Argument zu stützen, arbeitet er zwei diskursanalytische Grundannahmen heraus, die Foucault in seiner Auseinandersetzung mit dem Strukturalismus entwickle habe. Zum einen bedeute Diskursanalyse nicht, die Gesamtheit von Zeichen zu analysieren, durch welche die soziale Wirklichkeit abgebildet wird, sondern die Analyse von Zeichen zu vollziehen, die „systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“ [1] Zum anderen werde mit der Einsicht in die Konstitution der Wirklichkeit durch die „prinzipiell unabschließbare und polysemische Sprache“ (23) auch die Annahme einer stabilen Struktur dieser Wirklichkeit hinfällig. Wenn Diskursanalyse also weder eine eindeutige und stabile soziale Wirklichkeit abbildet (weil es diese nicht gibt), noch einfach als linguistische Analyse einer selbstreferenziell strukturierten Sprache gelten kann, „lässt sich diese Form von Wissenschaft selbst nur als Intervention in den Prozess der systematischen Herausbildung dessen begreifen, wovon sie spricht“ (24). Vor dem Hintergrund dieser Annahmen erscheinen methodische Formalisierungen als interne Kontrollmechanismen des wissenschaftlichen Diskurses, die darüber entscheiden, was wissenschaftliches Sprechen heißt, wie dieses Sprechen sich vollziehen muss und wer dieses Sprechen praktizieren darf. Eine Diskursanalyse hingegen, welche die „Realität des Diskurses“ in seiner Diskontinuität und kontingenten Historie anerkennt und so die Untersuchungsobjekte gewissermaßen selbst sprechen lässt, könne gleichsam zu einer Transformation der Sicht auf das erforschte Objekt führen, die wiederum das Selbstverständnis der Leserschaft verändern könne.

An diese politische Lesart der Diskursanalyse knüpft auch Jonas Helbig an. Er konstatiert diesbezüglich eine Verschiebung innerhalb der diskursanalytischen Forschung: Von der foucaultschen

[1] Foucault, Michel (1981) *Archäologie des Wissens*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1981, 74.

Konzentration auf die Regelmäßigkeiten in der Streuung von Aussagen, die so etwas wie einen Diskurs überhaupt erst entstehen lassen, zu einem Aufzeigen von Unregelmäßigkeiten und Brüchen (das „Rauschen des Diskurses“) durch Laclau, Stäheli, Sarasin u. a.. Während der Verweis auf ein „Außen des Diskurses“ im ersten Fall die Bedingung der Möglichkeit der performativen Macht des Diskurses über das Subjekt bestimmen soll (Konventionen, Normen, Institutionen), dient der Verweis auf ein Außen im zweiten Fall dem Aufzeigen der Unmöglichkeit von stabilen Ordnungen des Diskurses und begrifflichen Fixierungen von Entitäten (die „différance“ oder das „Begehren“). In Anbetracht dieser Unabschließbarkeit des Diskurses ließe sich „diskursanalytisches Schreiben selbst als performativer Akt verstehen“ (48), durch den das Untersuchungsobjekt denaturalisiert und reformuliert werde.

Auch Robert Feustel macht sich in einem Beitrag für eine politische Lesart der Diskursanalyse stark. Es sei gerade die radikale erkenntniskritische Einsicht in die Unmöglichkeit objektiver Wahrheit, die einer Verwissenschaftlichung der Diskursanalyse durch die Orientierung am methodischen Standard der empirischen Sozialforschung entgegen stehe. „Diskursanalysen intervenieren aus einer anderen Perspektive *in* den Gegenstand, statt ihn von außen nur zu ‚analysieren‘.“ (89) Das Aufklopfen von strengen wissenschaftlichen Standards sei daher gerade nicht als Gewinn, sondern eher als Verlust zu betrachten.

Weniger skeptisch gegenüber den Folgen einer Methodologisierung der Diskursanalyse ist Maximilian Schochow. Er fragt nach der Möglichkeit, Diskontinuitäten in Diskursen zu lokalisieren. Damit wählt er einen Untersuchungsgegenstand, der gleichzeitig zentrale Bedeutung für den politischen Charakter der Diskursanalyse hat (denn mit der Diskontinuität der Geschichte zeigt sich auch ihre Kontingenz) und im Zentrum der Debatten um die Subjektivität diskursanalytischen Arbeitens steht, insofern die Verortung von Brüchen und Diskontinuitäten häufig als willkürlich bezeichnet wird. Um die Bedeutung des Bruchs aufzuzeigen und den Vorwurf seiner willkürlichen Setzung zu relativieren, widmet sich Schochow dem „Methodendesiderat“ anhand der Rekonstruktion von Foucaults Vorgehen in *Die Ordnung der Dinge*, wobei den dort behandelten „Krisenfiguren“ eine besondere Bedeutung zugesprochen wird.

Grundsätzlich stellt sich in Anbetracht der Dominanz der Perspektive eines methoden- und erkenntniskritischen Sprachspiels die Frage, was für eine Art von Methode oder Methodologie die Autoren bei ihrer Kritik eigentlich im Sinn haben. Denn Ansätze der qualitativen Sozialforschung

wie Grounded Theory, objektive Hermeneutik und qualitative Inhaltsanalyse basieren ja keineswegs (oder zumindest nicht gleichermaßen) auf einem naiven erkenntnistheoretischen Positivismus bzw. Realismus, dem zu Folge eine objektive Realität jenseits der kulturellen Bedeutungssysteme existiert, die durch die korrekte Anwendung von mehr oder weniger standardisierten Methoden einfach 1:1 wiedergegeben werden kann. Es wäre daher wünschenswert gewesen, wenn die immer wieder bemühten Versuche einer Methodologisierung der Diskursanalyse zunächst eingehend dargestellt worden wären, um die Stichhaltigkeit der post-strukturalistischen Erkenntniskritik im Einzelnen nachvollziehbar zu machen.

Vor dem Hintergrund des Insistierens auf den politischen Charakter der Diskursanalyse lässt sich darüber hinaus die Notwendigkeit einer Methodenkritik hinterfragen. Setzt eine Diskursanalyse, welche die Historizität und Kontingenz ihres Untersuchungsobjekts aufzeigt, wirklich zwangsläufig voraus, dass auch die Untersuchungsform selbst diskontinuierlich und kontingent ist? Es könnte vielmehr eine Frage des zugrunde gelegten Konzepts von Politik sein, welches die Haltung gegenüber der politischen Praxis des diskursanalytischen Schreibens bestimmt: Einem an institutionalisierten Regeln und formalisierten Entscheidungsprozessen orientierten Politikbegriff („die Politik“) korrespondiert eine Vorstellung von methodischer Strenge. Einem auf das unsystematische, unvorhersehbare und ordnungssprengende Moment von politischem Handeln fokussierten Politikbegriff („das Politische“) hingegen korrespondiert eine ‚antiautoritäre‘ Haltung in Fragen der Methodik.

Umgekehrt lassen sich die Konsequenzen der Methodenfrage für die politische Dimension der Diskursanalyse problematisieren. Wenn die post-strukturalistische Erkenntniskritik in ihrer radikalsten Variante jeden kategorialen Unterschied zwischen dem Schreiben einer fiktionalen Erzählung und dem Schreiben einer Diskursanalyse einebnet, muss – konsequent zu Ende gedacht – eine Diskursanalyse nicht notwendiger Weise mehr politisches Potential haben als eine fiktionale Erzählung. Das muss nichts Schlechtes sein. Es käme dann aber eher auf die stilistische Qualität des Textes an, auf sein Potential, den Leser zur Identifikation mit dem Protagonisten zu bewegen, die Höhen und Tiefen der Handlung mit zu leben und aus der Erfahrung des Lesens Rückschlüsse für sein Selbstverständnis zu ziehen. Zumindest zwei Beiträge des Bandes widmen sich dann auch explizit dem Verhältnis von Diskursanalyse (bzw. wissenschaftlichem Schreiben) und künstlerischer Praxis.

Gunther Gebhard und Steffen Schröter vergleichen Foucaults archäologisches Vorgehen mit der Montagetechnik Godards, die sie exemplarisch an seinem Werk *Histoire(s) du cinéma* vorführen.

Der beiden methodischen Ansätzen gemeinsame Effekt sei eine Verfremdung des Materials. Bei Godard diene der Schnitt nicht der Herstellung von Kohärenz im Bildmaterial, sondern der Verbindung von heterogenen Elementen. Bei Foucault werde durch die Archäologie eine Distanzierung von den kulturellen Artefakten erreicht. Aus Dokumenten würden Monumente. Sowohl bei Godard als auch bei Foucault gehe es also um die „Isolierung von Aussagen“ (75), um deren eigene Struktur aufzuzeigen und nicht nur die Vorinterpretation seitens des Forschers oder die geltenden kulturellen Deutungsmuster zu reproduzieren.

Anleihen in der Praxis des künstlerischen Schaffens macht auch John Law. Er konfrontiert die gegenwärtig dominierenden methodischen Ansätze mit ihrer Unfähigkeit, die Existenz des Chaos, die chaotische Verfasstheit der Welt auch nur wahrzunehmen, da sie sich in einem „zwanghaften Verlangen nach Klarheit, Genauigkeit und Endgültigkeit verfangen“ (148) hätten. Angesichts dieses Durcheinanders sei „vielmehr ein disziplinierter *Mangel* an Klarheit“ (149) vonnöten. Law plädiert dementsprechend dafür, das literarische Schreiben in die Wissenschaft zu integrieren und „über die Möglichkeit der Allegorie nachzudenken“ (162).

An dem zweiten thematischen Schwerpunkt des Bandes, den möglichen Anschlüssen der Diskursanalyse an andere sozialwissenschaftliche Theorien oder Forschungsprogramme sowie den Grenzen dieser Verbindungen, arbeiten sich die Beiträge von Hermann Kocyba, Matthias Leanza, Silke van Dyk, Anne Dölemeyer und Mathias Rodatz ab.

Hermann Kocyba möchte die Produktivität der Foucaultschen Diskursanalyse für soziologische Fragestellungen aufzeigen. Dazu grenzt er diese einerseits von den funktionalistischen Erklärungen der Systemtheorie und einer Identifikation von Sozialem und Diskursivem in Folge des „linguistic turn“ ab. Eine Diskursanalyse erkläre nicht die soziale Genese von Gesellschaftsformationen, Institutionen und Subjekten. Sie ist also keine Gesellschaftstheorie. Andererseits grenzt Kocyba die foucaultsche Diskursanalyse aber auch von den Ansätzen der *Science Studies* ab, denn sie erhebe nicht den Anspruch, die Genese von Diskursen (und insbesondere wissenschaftlichen Wissens) durch soziale Konstruktionsprozesse kausal zu erklären. Ihr gehe es vielmehr darum, den internen Wahrheitsbezug von Diskursen im Sinne eines mindestens impliziten Geltungsanspruchs zu explizieren, ohne zu ihm Stellung zu nehmen. Um diesen Wahrheitsbezug von Diskursen in seiner Positivität analysieren zu können, verweist Kocyba wiederum auf die Notwendigkeit einer kognitiven Distanzierung, eines verfremdeten Blicks. Nur so könnten soziologisch-kausale Erklärungsmuster

von und philosophisch-normative Stellungnahmen zu Wahrheitsansprüchen zwar als interne Bezüge von Diskursen thematisiert werden, zugleich aber von einer Erklärung dieser Diskurse als Ergebnis sozialer Kausalitäten oder ihrer Bewertung im Hinblick auf wissenschaftliche Rationalitätsstandards Abstand genommen werden.

Das Verhältnis von konstruktivistischer Wissenssoziologie und Diskursanalyse nimmt auch Matthias Leanza in seinem Beitrag in den Blick. Er macht es sich zur Aufgabe, das Spannungsverhältnis von Luhmannscher Systemtheorie und post-strukturalistischen Ansätzen am Beispiel des Vergleichs von systemtheoretischen Semantikstudien und Foucaultscher Diskursanalyse zu untersuchen. Trotz unbestreitbarer Differenzen sieht Leanza auch viele Gemeinsamkeiten. So liest er Foucaults Genealogie von Macht/Wissen-Komplexen als Analyse einer „kontingente[n] Genese sozialer Ordnung“ (137) und zieht daran anschließend Parallelen zu Luhmanns Konzept der Korrelation bzw. Koevolution von Gesellschaftsstruktur und Semantik. Der politische Interventionscharakter einer Genealogie, mit der Kontingenz des Gegebenen gleichsam die Möglichkeit seines Andersseins aufzuzeigen, sei hingegen die wohl entscheidende Differenz zu Luhmann. Während Luhmann Gesellschaftsstruktur und Wissen in Beziehung setze, um Plausibilität als Selektionskriterium des Wissens herauszustellen, fokussiere Foucault die konstitutive Verschränkung von Macht und Wissen, um die Rolle des Wissens in den sozialen Kämpfen um Macht zu analysieren.

Eine Problematisierung der Unterscheidung in Diskursives und Nicht-Diskursives unternimmt auch Silke van Dyk. Sie zeigt zunächst in plausibler Weise auf, dass eine Ontologisierung des Diskursiven problematisch ist, da sie dazu führe, die Existenz des Nicht-Diskursiven, die wiederum nicht geleugnet werden soll, ex post zu postulieren und um die ontologische Verfassung dieses Nicht-Diskursiven zu ringen. Es reiche hingegen vollkommen aus, so van Dyk, ein methodologisches Primat des Diskurses zu praktizieren, das davon ausgeht, dass wir zwar keinen unmittelbaren, d.h. nicht diskursiv vermittelten Zugang zur Realität haben, es aber keinen Grund gibt, diese Realität als diskursiv konstituierte zu unterstellen. Um die Heterogenität der „Formen oder Träger des ‚Diskurses‘“ (178) methodologisch einholbar zu machen, macht sie sich für eine systematische Verwendung des Dispositivkonzepts stark, das sie vor allem als Netz bzw. Verknüpfungsordnung zwischen diesen heterogenen Elementen konzeptualisiert. Um insbesondere über die sprach- und textzentrierte Aussagenanalyse hinauszugehen und die Verknüpfung von heterogenen Entitäten zu

ermöglichen, verweist sie auf die methodologische Symmetrisierung von menschlichen und nicht-menschlichen Aktanten in der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) Bruno Latours.

Auch Anne Dölemeyer und Mathias Rodatz sehen ein großes aber bislang ungenutztes Potential der Verbindung von Foucaultscher Diskursanalyse und Latours ANT. Für sie bestehe der Gewinn aus einer solchen Theoriesynthese in forschungspraktischer Absicht in der Möglichkeit, die Analyse gegenwärtiger Regierungstechniken und Macht/Wissen-Komplexe in die „Niederungen des Alltags“ (198) voranzutreiben. Die Diskursanalyse von Programmen des Regierens ließe sich so um die Analyse der performativen Kraft dieser Programme erweitern. Dazu reiche es jedoch nicht aus, wie bereits in einigen Untersuchungen zu Regierungstechniken geschehen, die ANT und insbesondere den Begriff der „Übersetzung“ als theoretische Referenz für die große Bedeutung von Artefakten für Regierungsprogramme zu verwenden. Es komme vielmehr darauf an, die ANT als Methodologie, als „Aufforderung zur empirischen Forschung zu lesen“ (214).

Die Beiträge, die sich den möglichen Anschlüssen *an* und Abgrenzungen *von* anderen Theoriekonzepten und Forschungsprogrammen widmen, liefern insgesamt einen wichtigen Beitrag zur Erkundung der Perspektiven der Diskursanalyse. Allerdings zeigen sich bei näherer Betrachtung Divergenzen zwischen den einzelnen im Band vorgestellten Perspektiven. So ließe sich z.B. fragen, ob unter der Prämisse einer zentralen Bedeutung des Bruchs und der Diskontinuität in Foucaults historischen Analysen, die im Gegensatz zu der evolutionistischen und daher linearen Geschichtsschreibung Luhmanns steht, überhaupt noch von einer Anschlussfähigkeit von Diskursanalyse und Systemtheorie ausgegangen werden kann.

Interessanter als diese internen Divergenzen, die bei Ansätzen aus unterschiedlichen Forschungstraditionen und mit unterschiedlichen Systematisierungsgraden nicht weiter überraschen, ist jedoch ihr Standpunkt gegenüber der Methodologisierung der Diskursanalyse. Diese Frage findet in den Beiträgen, die sich mit Anschlüssen und Grenzen beschäftigen, bezeichnender Weise kaum Beachtung. Es werden ausschließlich Bezüge zu Theorien und Forschungsprogrammen hergestellt, die selbst keinen intensiven Gebrauch vom methodischen Repertoire der qualitativen Sozialforschung machen. Die Auswahl der Theoriebezüge lässt sich zwar einerseits mit dem im weitesten Sinne post-strukturalistischen Grundzug aller vertretenen Ansätze erklären. Andererseits muss dieser post-strukturalistische Background kein Ausschlusskriterium für die Beschäftigung mit den Methoden der qualitativen Sozialforschung sein. Denn nicht immer widersprechen diese in ihren

methodologischen Paradigmen und methodischen Verfahrensweisen einer kritisch-skeptischen Haltung gegenüber Stabilitätsannahmen, kausalen Zuschreibungen und Essentialismen. Der ‚Sinn‘ sequenzanalytischer Auswertungsverfahren von Interviews oder anderen Formen sprachlich verfasster Wirklichkeit ließe sich beispielsweise gerade dahin gehend interpretieren, die performative Schließung von Kontingenz bzw. Chaos zu rekonstruieren und als Effekt einer diskursiven Struktur oder Formationsregel zu erschließen, die weder der Intention eines sprechenden Subjekts zugeschrieben werden muss, noch ausschließlich vor dem Sinnhorizont einer geteilten Kultur verstanden werden kann. So könnte eine Perspektive der Diskursanalyse auch darin bestehen, gegenüber der qualitativen Sozialforschung eine Position zu beziehen, die sich weder durch kategorische Ablehnung, noch durch selbstdisziplinierende Unterwerfung auszeichnet. Vielmehr könnte sie eine strategische Haltung des *„Methodologisierung der Diskursanalyse: Nein - Anschlussfähigkeit an die qualitative Sozialforschung: Ja“* einnehmen.

Diese Perspektive ist freilich selbst wiederum nur eine unter vielen möglichen und eine Rezension ist selbst nur eine Intervention in einen Diskurs – in diesem Fall den Diskurs der Diskursanalyse. Ein abschließendes Urteil kann sie ebenso wenig fällen, wie sie eine sorgfältige Lektüre ersetzen kann.

**Jens Hälterlein**